



„Männer werden häufig gerade deshalb keine Väter, weil sie gute Väter sein wollen“, meint Robert Habeck, hier mit seinen Söhnen Oskar (auf seinem Arm) und Konrad (rechts) ALLE FOTOS: MARCUS DEWANGER

„Die Frau muss sagen: Ich liebe dich trotzdem“

Die Vaterschaft ist in der Krise, sagt der Schriftsteller, Grünen-Politiker und Hausmann Robert Habeck. Grund: Der Vater zerbricht an der Anforderung, ein erfolgreicher Ernährer und zugleich ein vorbildlicher Familienvater zu sein. Entweder jetzt passiert etwas, oder wir fallen in die Zeit vor der Aufklärung zurück, sagt Habeck. Gefragt sei die Politik – und auch die Frau

INTERVIEW PETER UNFRIED
FOTOS MARCUS DEWANGER

taz: Herr Habeck, warum ist der Vater in der Krise?

Robert Habeck: Die Krise der Vaterschaft rührt daher, dass es heute zwei widersprüchliche Anforderungen an Väter gibt. Einmal ist da die alte Anforderung, in einer schneller werdenden, auch von Armut bedrohten Gesellschaft, in einer brutaleren Arbeitswelt selbst auch immer brutaler, schneller und härter zu werden. Das ist die alte Ernährerdiskussion im neuen, globalisierten, börsengeschüttelten Gewand.

Und die zweite Anforderung? Die zweite Anforderung ist, gleichzeitig sensibler zu sein, viel Zeit mit dem Kind zu verbringen, ein emotionaler Vater zu sein. Beides zusammenzubringen, also härter und brutaler zu werden und gleichzeitig sensibler und empfindsamer, dafür gibt es keinen Rollenentwurf. Die neue und die alte Anforderung beißen sich. Die Folge ist: Männer werden häufig gerade deshalb keine Väter, weil sie gute Väter sein wollen.

In den 80ern haben Männer gesagt: Ich kann keine Kinder in die böse Welt setzen. Ideologischer Zeugungstreik, damals gern bekräftigt durch Sterili-

sierung. Und jetzt sagen sie: Ich kann keine Kinder in eine Welt setzen, in der ich der Vater wäre?

Jetzt würde man sagen, ich würde gerne Kinder in die Welt setzen, aber ich weiß nicht, ob ich es schaffe, ein guter Vater zu sein. Ich nicht weiß, wie ich beruflich kürzertreten soll, und nur als Zierde will ich ein Kind nicht, also lasse ich's lieber bleiben.

Oder weil ich das Geld nicht garantieren kann?

Ja. Es ist ein harter Schlag für alle Romantiker der Familienpolitik. Aber einer der entscheidenden Gründe, aus denen Paare sich gegen Kinder entscheiden, ist das Fehlen einer Einkommensperspektive. Die ist heutzutage oft erst ab dem 35. Lebensjahr gesichert. So verzichten viele ganz lange auf den Wunsch, Kinder zu kriegen. Nicht weil sie lieber ins Kino gehen, sondern weil sie den Ansprüchen, die sie an sich selber stellen, Genüge tun wollen.

Dann hat die Frau das Kind doch bekommen, und der Mann fängt plötzlich an, wie blöd zu arbeiten. In Ihrem Buch nennen Sie das nicht Flucht vor der Verantwortung, sondern Übernahme von Verantwortung. Warum?

Solange man das Problem als individuelle und biologisch-psychologische Disposition sieht nach dem Motto „Männer

sind machtgeile Machos“ oder „Männer haben Angst vor dem nassen Lappen“, verfehlt man die anstehende politische Debatte. Man muss sich vom Klischee „Mann“ lösen und Geschlechter entlang von Rollen- und Gesellschaftsmechanismen beschreiben. Dann erkennt man zwangsläufig: Die neuen Väter entfernen sich aus Sorge um das finanzielle Auskommen oftmals ungewollt von ihren Familien.

Die Frau wirft ihm vor, dass er sie allein und im Stich lässt.

Solcher Vorwurf klingt wie von gestern. Beide Geschlechter fallen zurück in Rollenklischees, die beide gar nicht wollen.

Jedenfalls gibt es auch im 21. Jahrhundert fast keine Frauen in der Ernährerrolle.

Ebendas ist auch das Problem der Männer. Beide Geschlechter verhalten sich völlig synchron und letztlich auch rational. Wenn skandalöserweise Bildung so stark vom Einkommen des Elternhauses abhängig ist und wenn unsäglicherweise Frauen so deutlich weniger verdienen als Männer, dann müssen beide ja nur eins und eins zusammenzählen. Dann sagen sie mit Blick auf die Zukunft ihrer Kinder: Ja gut, dann holt der das Geld rein, der mehr kriegt. Also müssen sich

Fortsetzung auf Seite 2 >>>

► Fortsetzung von Seite 1

Männer dafür einsetzen, dass Frauen gleich viel verdienen, und Frauen dafür, dass Männer weniger arbeiten.

Der Mann will mehr in der Familie sein, die Frau mehr berufliche Erfüllung. Beide müssten sich doch aufeinander zubewegen?

Ich befürchte, dass wir gerade dabei sind, den Moment zu verpassen, diese Bewegung zu ermöglichen. Die neuesten Untersuchungen sagen: Obwohl die Geschlechter sich aufeinander zubewegen wollen, entfernen sie sich voneinander. Die Männer werden immer mehr wieder zu Arbeitstieren. Die Frauen finden das okay.

Ist das gar keine kulturelle Frage, sondern nur eine politische, eine Arbeitsmarktfrage?

Es ist beides. Wenn man sich die Geschichte der Vaterschaft anguckt, also der Rollenbilder, die für Väter bislang gegolten haben, sieht man, dass die ganz eng mit der Organisation des Arbeitsmarktes und der gesellschaftlichen Produktionsformen verknüpft war. Jetzt kann man es umdrehen und sagen: Die Krise der Väter ist ein starkes Indiz für die Krise der Arbeitswelt und eines Systems des Immer-mehr-haben-Wollens. Die Politik will das nur noch nicht wahrhaben. Es wird aber auch ein neuer kultureller Ansatz sichtbar, wenn man die Männer betrachtet. Die Frauenemanzipation konnte diesen Umbruch nicht so deutlich machen, weil sie noch aus dem alten Systemgedanken heraus funktioniert. Also mehr Lohn, gleichen Lohn zu haben, mehr Karriere, gleiche Karriere zu machen.

Berechtigt.

Mehr als das. Es ist eine soziale Bewegung im Sinne des alten Jahrhunderts, und dass sie nicht erfüllt wurde, ist ein Skandal. Aber ihr Blick richtet sich nicht auf den kulturellen Umbruch, den ich jetzt sehen zu können meine.

Der Feminismus und auch noch der Postfeminismus blockieren diesen gesellschaftlichen Umbruch?

Wer ist schuld an der Krise der Männer? Die bösen, bösen Feministinnen, die uns die Arbeitsplätze wegnehmen und uns in eine Rollenidentität stürzen – das ist ideologischer Blödsinn aus dem konservativen Männermilieu.

Gut. Nach Klärung der Bösefront noch mal: Blockiert der Feminismus?

Es gibt da einen Widerspruch aus der alten Emanzipationsdebatte der Frauen und der jetzigen Problemlage der Män-

ner. Das läuft nicht aufeinander zu, das läuft aneinander vorbei. Der nächste Schritt ist nicht, zu sagen: Ich will so viel Geld verdienen wie Josef Ackermann. Der nächste Schritt ist, zu sagen ...

... Geld allein macht auch nicht glücklich? Herr Habeck!

Nein, warten Sie. Der nächste Schritt ist: Mit den Männern zusammen einen halben Schritt zurücktreten und sagen: Es muss ein Maß an Lebenszufriedenheit und Balance geben, das es beiden Geschlechtern ermöglicht, die Dinge des Alltags und des Berufs miteinander auf die Reihe zu kriegen. Die Chance besteht darin, dass die Frauen sagen: Okay, es gibt eine Verunsicherung bei den Männern; die machen wir fruchtbar für eine wahre Gleichberechtigung. Das bedeutet aber auch, dass sie es nicht bei der Forderung „Gleiche Macht auch für uns“ belassen. Sie müssen sagen: „Weniger Macht für alle“.

Die Frauen müssen das Problem des Mannes sehen und nicht nur den Mann als Problem?

Das hätte ich nicht besser sagen können.

CDU-Ministerin von der Leyen führt ihr Elterngeld als großen Erfolg und ist inzwischen auch unter linksliberalen Frauen eine Heldin.

Das Elterngeld ist systematisch völlig falsch aufgestellt. Es funktioniert nach der Logik des Hausfrauen- und Ernährermodells, es werden einfach mal die Rollen für ein Jahr geändert.

Aber das System wird gewahrt?

Nur weil Männer ein Jahr zu Hause bleiben, ist die Emanzipation keinen Schritt vorangekommen. Alle Indizien, die ich gesammelt habe, sagen, dass genau das die Partner gar nicht wollen. Es geht ihnen darum, einen gemeinsamen Alltag zu teilen. Also vielleicht sechs bis acht Stunden am Tag zu arbeiten und nicht zwölf. Und damit eine geteilte Woche hinzukriegen.

Wie läuft das bei Ihnen?

Unser Arbeits- und Lebensmodell ist sicher nicht so ganz leicht auf andere zu übertragen. Meine Frau und ich leben und arbeiten seit zehn, elf Jahren als Schriftsteller zusammen. Alle unsere Bücher sind gemeinsam geschrieben und unter unser beider Namen veröffentlicht, sodass wir immer gleich erfolgreich oder weniger erfolgreich sind. Wir verdienen etwa gleich viel Geld und machen die gleiche Karriere – oder eben auch nicht.

Wie funktioniert der Wechsel zwischen Arbeit und Familienarbeit?

Der hat sich gerade verschoben. Vor Kita

und Schule konnten wir nur gemeinsam arbeiten, wenn die Kinder schliefen. Da waren wir auch meist selbst müde und mussten uns mit Koffein aufputschen. Tagsüber wurde dann in Textform festgehalten, was wir uns nachts erarbeitet hatten. Das machte jeweils die oder der, der wacher war. Inzwischen haben wir die Zeit, die die Kinder in Kita und Schule sind, um gemeinsam konzentriert zu arbeiten.

Wenn Sie alles gemeinsam machen, warum haben Sie dann „Verwirrte Väter“ allein geschrieben?

Tatsächlich scheinbar ein Widerspruch! Ich schreibe ein Buch über die Möglichkeit eines geteilten Zusammenlebens und breche genau damit mein eigenes. Der Grund ist: Wir haben schlicht mehr Zeit, seit die Kinder sich selbst in den Schlaf lesen. Meine Frau gründet eine Band, ich engagiere mich politisch ein wenig – und schreibe ein Buch. So gesehen ist es eher Erweiterung der gemeinsamen Möglichkeiten als ihre Einschränkung.

Sie haben immer zu Hause gearbeitet?

Von Lesereisen und Parteitagen abgesehen, ja. Man braucht ein hohes Maß an Selbstdisziplin. Man hat ja auch ständig den Nerv, wenn die Kinder ankommen und den Ball aufgepumpt haben wollen oder sich in der Wolle haben. Aber es ermöglicht eben auch einen schnellen Betreuungswechsel oder auch Arbeitswechsel. Aber klar, verallgemeinerbar ist das so nicht. Verallgemeinerbar ist aber, dass es besser ist, Konflikte miteinander zu erleben und zu erleiden, als sie gar nicht mitzukriegen.

Das ist die zusätzliche Lebensqualität, dass man Konflikte erleben darf?

Jedenfalls ist das Gegenteil, eine heile Welt zu haben, widerspruchsfrei, schmerzfrei und steril zu leben, für mich weniger erstrebenswert.

Haben Sie auf eine Kandidatur als Bundesvorsitzender der Grünen verzichtet, weil Sie private Konflikte bevorzugen?

Ich hätte diese Konflikte nicht mehr austragen können, wenn ich in Berlin leben würde und meine Familie an der dänischen Grenze. Aber klar ziehe ich den politischen Konflikt dem privaten vor. Es ist ja auch nicht so, dass ich keinen politischen Anspruch und Ehrgeiz hätte. In Berlin hätte ich ihn aber nicht erfüllen können. Gerade weil ich mich bei Konflikten ganz gern durchsetze.

Ein Kritiker warf Ihnen eine elitäre Milieudiskussion vor, während neun-

zig Prozent der Leute damit beschäftigt seien, ihre Ökonomie auf die Reihe zu kriegen.

Auch das Milieu, von dem Sie sprechen, will vor allem seine Ökonomie auf die Reihe kriegen. Wenn man Kinder bekommt, brechen einem die Ideale häufig unter den Händen kaputt, vor allen Dingen, weil Kohle so wichtig wird.

Welche Ideale?

Sie sagen, beide müssen und sich den Alltag zu teilen, gleichermaßen Karriere und Beruf zu machen. Ich habe vor allem über die Ansprüche der Männer an sich selbst geschrieben, für ihre Kinder da zu sein, als Freunde, und sie nicht nur morgens zur Kita zu fahren und am Wochenende mal irgendwie ins Kino zu gehen. Für etwa sechzig Prozent der Väter ist klar, dass sie nicht auf Kosten der Frau leben wollen.

Sie sagen, beide müssen Macht abgeben. Heißt das auch: Die Mutter muss Muttermacht abgeben?

Klar. Es kommt nicht so selten vor, dass Frauen ihren Männern die Familienarbeit abnehmen, weil sie es schneller oder besser können. Oder zu können meinen. Auch das ist eine Machtfrage. Beide Geschlechter müssen weniger auf Macht und weniger auf Geld sehen. Die Frau muss auch sagen: Ist doch okay, wenn du ein bisschen weniger verdienst als ich. Ich liebe dich trotzdem.

Hätten Sie ein Taschentuch? Es wird etwas rührselig.

Im Gegenteil, es wird ernst und schmutzig. Noch immer suchen sich die allermeisten Frauen Partner, die mehr verdienen als sie. Das wissen die Männer natürlich auch. Ihr Ego, auch ihr erotisches Ego, wird durch den Kontoauszug mitgeprägt.

Das Ego ist aber beeinflusst durch das kulturelle System.

Mann und Frau haben ihr Selbstverständnis geändert – schneller sogar als die gesellschaftlichen Umstände. Das führt jetzt zu neuen Unsicherheiten und Problemen. Und die werden eben nicht politisch korrekt gelöst. Jetzt sind wir an einem Punkt, an dem sich entweder die Umstände ändern müssen, oder wir fallen zurück in die Zeit vor der Emanzipationsaufklärung.

Sie meinen: 50er-Jahre-Stil?

Die Gegenüberklärung à la Eva Herman, Matthias Matussek oder Bernhard Bueb hat jedenfalls höhere Verkaufszahlen als ich. Ihre These ist dabei nur: Männer sind groß und stark, und Frauen sind klein und schwach, und das kann nicht anders sein. Wenn wir jetzt nicht die



Zwischen den Stühlen: der Mann als sensibler Vater und erfolgreicher Ernährer?

ROBERT HABECK

Geboren: 2. September 1969 in Lübeck.
Beruf: Schriftsteller. Und: Landesvorsitzender der Grünen in Schleswig-Holstein, Doktor der Philosophie.
Familie: Seit 1996 verheiratet mit der Schriftstellerin Andrea Paluch. Vier Söhne (geboren 1996, 1999 – Zwillinge, 2002).
Arbeitsprinzip: Paluch und Habeck schreiben und veröffentlichen gemeinsam. Die doppelte Autorenschaft gilt ihnen als bewusste Entscheidung für einen gemeinsamen, egalitären Lebensentwurf.
Politik: Seit 2002 Mitglied der Grünen, seit 2004 Landesvorsitzender in Schleswig-Holstein. 2006 gescheiterte Kandidatur für den Bundesvorstand. 2008 für den Bundesvorsitz im Gespräch. Dazu sagte er der taz: „Man kann nicht vier Kinder zeugen und sich aus dem Staub machen, um Bundesvorsitzender zu werden. Jedenfalls entspricht das nicht dem mühevoll eingetragenen Leben von meiner Frau und mir, das eben nicht auf dem klassischen, männlichen Karrieremodell basiert.“

Habeck und Familie leben in Großewiehe (2.900 Einwohner), nahe der dänischen Grenze. Zum taz-Gespräch traf er sich mit Redakteur Peter Unfried auf halbem Weg – im Hamburger Hauptbahnhof.



Familie und Beruf unter einem Hut: erweitertes Arbeitszimmer draußen vor der Tür



Robert Habeck und seine Frau arbeiten als Schriftsteller zusammen von zu Hause aus. Gemeinsamer Alltag bei der Arbeit ...



... und in der Freizeit. Die Kinder werden gemeinsam erzogen. Hier am Start mit seinen vier Söhnen

Rahmenbedingungen so ändern, dass wir zeigen: „Ihr täuscht euch alle, es funktioniert“, dann werden die Veränderungsfreudigen den Fortschritt der letzten zwanzig Jahre wieder einstampfen und als Verirrung der durchgeknallten Achtundsechzigerlinken stigmatisieren.

Jetzt simulieren Sie aber auch den Lagerwahlkampf.

Eben keinen Lagerwahlkampf. Ich handle mir ja gerade eher einen Zweifrontenkrieg ein gegen Autoritätsansprüche von links wie von rechts. Mir geht es um einen offensiven, radikalen Schritt raus aus der Achtundsechziger-Emanzipationsdebatte. Mir geht es darum, nicht vor einer sich modern gebenden CDU zurückzuweichen und gleichzeitig keine Angst zu haben, Familienpolitik als linkes Projekt oder als emanzipatorisches Projekt zu begreifen. Ich sage nicht: Familie ist das, was mich zwingt, so zu leben, wie ich nicht leben will. Ich sage: Familie ist das, was mir Freiheit gibt, so zu leben, wie ich will.

Was soll das heißen?

Familie steht unter einem erheblichen ökonomischen Druck. Aber innerhalb der Familie wird nicht ökonomisch gehandelt. Man beschäftigt sich mit seinen Kindern oder Partnern ja nicht, weil man etwas zurückbekommen will, sondern weil es glücklich macht. Für mich ist das Freiheit. Und so würde ich Familienpolitik definieren: nicht biologisch, sondern ethisch. Familie ist das Gegenteil von Firma.

Ist das ein künftiger Wahlkampf-slogan?

Ach was. In der Bindung ans Kind erlebt man eine Verantwortung, die nicht auf einen Ertrag gerichtet ist. Man investiert Zeit und Geld und Mühe und Liebe und

hat keine konkrete Erwartung, was dann zurückkommt. Das Tun ist der Sinn der Sache. Das ist das Erstrebenswerte. Es ist fundamental dem entgegengerichtet, was wir im beruflichen Leben machen: Da schreibt man jedes Buch, um es zu verkaufen.

Von den neukonservativen Denkmödeln zur Familie halten Sie erkennbar nichts.

Ich halte sie intellektuell für plump und politisch für einen Minderwertigkeitskomplex. Die Denkfiktionen dieser neukonservativen Leute funktionieren immer mit den gleichen Unterstellungen. Die eine ist, dass es etwas Bewahrenswertes gibt, dass früher alles besser war.

Die heile Familienwelt vor 1968 mit dem traumatisierten Nazi- oder Soldatenvater und den unterdrückten Kindern?

So weit muss man vielleicht nicht gehen. Aber klare Rollen von Männlichkeit und Weiblichkeit. Klare Bandagen, was Erfolg ist, Gehorsam statt Konflikt, dieses Zeug. Die zweite Unterstellung ist dann, dass jemand das Paradies zerstört habe. Das sind dann wahlweise die Achtundsechziger, die Grünen, die Linken oder Alice Schwarzer.

Und wenn nun Männer halt doch gewisse Eigenheiten hätten ...

Ich wäre der Letzte, der das leugnen würde. Androgynität ist ja auch gar nicht das Ideal. Aber daraus, dass es Dinge gibt, die scheinbar natürlich sind, folgt ja nicht, dass unsere Spielregeln sie blind verstärken. Sie könnten sie ja auch ändern. Gerade weil das männliche Gehirn durch Testosteron so zerstört ist, dass Jungen brüllen und raufen, sollte man ihnen beibringen, auch mal zuzuhören. Und Männern auch.

Wenn Sie in Ihrem Buch die Entwick-

BUCH UND ECHO

Das Buch: Robert Habeck: „Verwirrte Väter. Oder: Wann ist der Mann ein Mann“. Gütersloher Verlagshaus, 2008, 222 Seiten, 16,95 Euro.

Die Kritik: „Publizistisch ein Quantensprung, doch für den Wandel der Geschlechterverhältnisse bringt „Verwirrte Väter“ erst mal nichts.“ Christian Füller „Am schönsten ist, wie durch all seine Ausführungen die Freude am eigenen Vater-

sein durchschimmert. Als hätte das ganze Leben dadurch einen unsichtbaren Goldgrund.“ Alex Rühle, SZ „Ist das nun eine Regierungserklärung oder doch eine Kapitulation?“ Matthias Krupa, Die Zeit



lung der Vaterschaft seit dem pater familias der römischen Antike analysieren, dann gibt es für Sie keine Zeit, die Modellcharakter hat.

Modellcharakter hat die Abfolge von Fortschritt und Rückschritt. Wir erleben, so schräg das klingt für Leute, die Hartz IV für eine schlechte Idee halten, in den letzten zehn Jahren eine Phase der Aufklärung. Aber wenn es so läuft, wie es immer in der Historie gelaufen ist, folgt darauf die Gegenklärung. Und dass die Wirtschaft durchgedreht ist und dass die Opfer des Aufschwungs so viele werden, wird das Verlangen nach Sicherheit und Orientierung nur noch verstärken. So begrüßenswert das für den Arbeitsmarkt sein mag, kulturell will ich das lieber nicht.

Sie fordern eine neue Arbeitspolitik.

Eine Arbeitszeitpolitik. Dass man sich staatlicherseits stärker mit der Arbeitszeit beschäftigt, ist ein wesentlicher Schlüssel. Alle egalitären Umverteilungsmodelle, die eronnen werden, auch das Grundeinkommen, werden nur dann wirklich funktionieren, wenn es einen staatlichen Steuerungsmechanismus gibt, die Zeit der Arbeit halbwegs gerecht für die Menschen aufzuteilen. Das ist auch die direkteste Antwort, die man aus der Notsituation der Väter und Mütter heute ableiten kann.

Wie kann man das organisieren, ohne zu stark in die Freiheit einzugreifen?

Nicht über Verbote. Überstunden müssten lediglich unattraktiver werden. Man setzt Überarbeitung und „Unterarbeitung“, die Arbeitslosigkeit, in Beziehung. Zu viel arbeiten ist assozial. Also beziehen wir den Faktor Zeit in unser Steuer- und Abgabensystem ein. Es gibt ein messbares Bedürfnis, weniger zu arbeiten.

Manche brauchen mehrere Jobs, um durchzukommen.

Ja, weil die zu schlecht bezahlt sind oder weil das Sozialsystem sie nicht ausreichend stützt. Glückliche sind die aber nicht mit ihren drei Jobs. Das spricht für die Schaffung eines gerechteren Sozialsystems, aber nicht gegen die Arbeitszeit als neues Steuerungsinstrument.

Übernehmen Sie doch mal die Deutungshoheit über den Begriff „bürgerliche Kleinfamilie“, Herr Habeck.

Ach, Begriffe interessieren mich gar nicht. Von außen betrachtet, lebe ich in einer bürgerlichen Kleinfamilie, wohne auf dem Land, bin selbstständig, verheiratet, die Kinder sind meine eigenen. Soll mir das jetzt peinlich sein? Entstanden ist das alles eher aus dem Wunsch, es nicht so zu machen, wie es vorgezeichnet war. Frühes Kind statt Feststellung. Schriftsteller statt Lektor, dänische Grenze statt Hamburg, weil da das Geld reicht, so zu leben, wir wollen – ich finde meine bürgerliche Kleinfamilie eigentlich ganz cool.

Und die Moral von der Geschichte?

Die Moral ist, keinen Lebensentwurf vorzuschreiben, aber viele zu ermöglichen. Mehr sollte ein Staat gar nicht anstreben. Für die Väter haut aber genau das nicht mehr hin, so zu leben, wie sie eigentlich wollen. Also übertragen wir die privaten Probleme auf die öffentliche Ebene. Das was früher in der Kleinfamilie gefangen war, findet dann auf der staatlichen Ebene statt. Das wäre eine neue Debatte. Sie würde den Rückfall in die alte verhindern.

PETER UNFRIED, Jahrgang 1963, ist stellvertretender Chefredakteur der taz (1,0-Stelle) und lebt mit Frau (0,6) und zwei Kindern (Schule und Hort bis 16 Uhr) in Berlin

VON INES KAPPERT

„Der Mann in der Krise“ ist seit gut einer Dekade eine populäre Figur in der Massenkultur. Er hat sich zu den Erfolgsgestalten à la Josef Ackermann und Brad Pitt als unglücklicher Dritter gesellt. Ausgerechnet ihm ist es zum Großteil zu verdanken, dass die Frage, wann ein Mann als Mann akzeptabel ist, heute nicht mehr nur in den Universitäten oder am Frauenamt diskutiert wird.

O b in Talkshows, den Feuilletons, Hollywoodfilmen, internationalen Bestsellern oder in der Ratgeberliteratur: Das Verhältnis von ganz normalen Männern zu ihren vorhandenen oder möglichen Kindern, ihrem Beruf, ihrem Kaufverhalten, ihrer Sexualität und Körperpflege wird wie nie zuvor in der breiten Öffentlichkeit als Problem diskutiert. Denn irgendetwas läuft es nicht gut; immer mehr

Das gleichwohl rege öffentliche Interesse hängt wesentlich mit drei Faktoren zusammen. Zum einen repräsentiert „der Mann“ ohne besondere Kennzeichen nach wie vor die Mitte der Gesellschaft. Ist er in der Krise, dann bedeutet das: Etwas Wesentliches ist aus der Balance geraten. Eine bürgerliche Gesellschaft nämlich, die nicht in der Lage ist, ihrem normalsten Vertreter eine Glücksmöglichkeit zu bieten, hat ihre Legitimation verspielt. Bei der Diskussion über den „Mann in der Krise“ geht es folglich um die Gesellschaft im Ganzen, ihre Ordnung, ihre Zukunft. Wen sollte das kaltlassen? Insofern ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass sich der Krisendiskurs beharrlich mit einer Kritik an der radikalen Ökonomisierung der sozialen Beziehungen verknüpft. Der zunehmende Druck auf alle Menschen, ihr Leben nach Effizienzkriterien auszurichten, bedeutet für die allermeisten eine Einbuße an Lebensqualität. Gemeinsam mit gewachsenen An-

Pitts und Josef Ackermanns, der Durchschnittsmann dagegen bringt es dramatisch selten zum Verkehr; meist scheitert er in seiner eigenen Wahrnehmung schon beim Erstkontakt mit dem anderen Geschlecht. Glaubt man dem Erfolgsschriftsteller Houellebecq, führt er ein herzerweichend freudloses Leben.

Michel Houellebecqs Antihelden zählen zu den bis heute berühmtesten Verlierertypen in der Belletristik. Dass der französische Autor in mehr als dreißig Sprachen übersetzt wurde und unlängst auf der Shortlist für den Literaturnobelpreis stand, dürfte er just der Ausformulierung dieses spezifischen Lebensgefühls von Verlust, Wut und Verlorenheit verdanken. Sowohl in „Ausweitung der Kampfzone“ und „Elementarteilchen“ als auch in „Plattform“ gilt sein Furor ebenso dem Verdruss über die männliche Schwäche wie der unzumutbaren Dumpfbackigkeit seiner Mitmenschen. Vor allem die systemkonformen Karrierefrauen rauben ihm den Nerv. Gleich-

Es ist zweifellos riskant für die männliche Aufführung von Geschlecht, das „Doing Gender“, sich als schwach, unglücklich und ratlos zu präsentieren. Riskant deshalb, weil das Menetekel der Verweiblichung droht. Für keinen Mann ist es ein Spaß, das Etikett „weibisch“ verpasst zu bekommen. Die Grenze zum anderen Geschlecht sollte nur im souveränen Sinne, etwa im Sinne des Metromannes, überschritten werden. Siehe David Beckham. Beim „Mann in der Krise“ aber findet eher eine Hausfrauisierung statt. Eine Szene aus dem Roman „Ausweitung der Kampfzone“ veranschaulicht diese Entwicklung: Der männliche Angestellte bleibt wie früher die Hausfrau allein zu Hause zurück. Das Draußen, die weite Welt, ist die Bühne, auf der sich die anderen tummeln.

Doch halten wir erneut fest: Das aktuell diskutierte Drama männlicher Identitätsbildung findet statt vor dem Hintergrund, dass der Heteromann in all seiner Durchschnittlichkeit und Krisen-



Der unglückliche Dritte

Superhelden waren gestern – das heutige Bild des Mannes als Opfer thematisiert weniger die Identitätskrise des Mannes als vielmehr jene der Gesellschaft. Warum eigentlich?

Heute fühlt sich der normale Mann als Karikatur seiner Exhelden: Starker Patriarch – oder eher verwirrtes Opfer? Vielleicht wird hier auch nur eine kleine Depression kultiviert FOTO: WOLFGANG SCHMIDT

Medienstar „Mann in der Krise“

„Der Mann in der Krise: Ein Gockel, der so gerne größer wäre“, Rezension, *FAZ*, 22. 6. 2008 / „Männlichkeit: Kerle in der Krise“, Rezension, *Tagesspiegel*, 29. 5. 2008 / „Mann oh Mann“, Themenabend bei *Arte*, 9. 9. 2008: „Die Männer sind desorientiert, zornig, aufgebracht, entrüstet, frustriert, ironisch, kastriert und wer weiß was noch alles“ / „Problemzone Mann“, Titelgeschichte, *Focus*, 18. 4. 2005 / „Wenn Männer keine Gefühle haben“, Teil 1 + 2, *Der Spiegel*, 7. 3. 2005 / „Angekackte Helden“, Titelgeschichte, *Der Spiegel*, 17. 5. 2004 / „Eine Krankheit namens Mann“, Titelgeschichte, *Der Spiegel*, 15. 9. 2003 / „Krise des weißen Mannes“, Bericht, *Die Weltwoche*, 15. 5. 2003 / „Risikofaktor Mann. Der starke Anstieg der Gewalt“, Essay, *taz*, 8. 3. 2003 / „Die Beschworung der Väter“, Bericht, *Psychologie heute*, Februar 2002 / „Nach den Männerbünden kommen die einsamen Herren“, Bericht, *FAZ*, 5. 9. 2001 / „Expedition ins Land Maskulinia“, Titelgeschichte, *Focus*, 2. 6. 2001 / „Der Mann in der Krise“, Bericht, *FAZ*, 2. 6. 2001 / „Lassen Sie uns über Männer reden“, Bericht, *Frankfurter Rundschau*, 12. 8. 2000 / „Was vom Manne übrig ist“, Rezension, *FAZ*, 10. 11. 1999 / „Die Mühlen der Entmannung“, Bericht, *Frankfurter Rundschau*, 13. 10. 1999

Männer artikulieren Überforderung und werden als verunsichert, in Härtefällen gar als realitätsuntüchtig wahrgenommen. Zudem birgt die Frage der krisengeschüttelten Maskulinität ordentlich Aufregungspotenzial. „Da ist Musik drin“, wie man in Journalistenkreisen gerne sagt. Warum eigentlich?

Immerhin sind die Verdienstmöglichkeiten und die Aufstiegschancen des Durchschnittsmannes nach wie vor in aller Regel besser als die von gleich oder besser qualifizierten Frauen. Erst diesen Sommer machte eine OECD-Studie auf das Einkommensgefälle zwischen Männern und Frauen aufmerksam. Überall in Europa verdienen Männer deutlich mehr, in Deutschland im Durchschnitt knapp 25 Prozent. Da unter kapitalistischen Bedingungen gesellschaftliche Teilhabe über Geld gewährleistet und geregelt wird, sind solche Einkommensunterschiede kein Pappenstiel.

Auch im sozialen Gefüge stellen normale Männer mitmitten das Schlusslicht dar. Im Gegensatz zu offen schwulen Geschlechtsgegnossen oder Männern mit sogenanntem Migrationshintergrund müssen sie sich gemeinhin keines sozialen Rassismus erwehren. Zwar tut sich etwas an der Erziehungsfond, doch bei aller Diskussion über die neuen Väter wird die Erziehungsarbeit weiter de facto mehrheitlich von Müttern geleistet. Zumal sie nicht in urbanen Ballungszentren leben. Doch Empirie und entsprechendes Zahlenmaterial können die Krise „des Mannes“ nicht kurieren, sie werden bei der Diskussion über aktuelle Männerprobleme immer systematisch ausgeblendet.

sprüchen in Sachen Fitness und sozialer Verantwortung bedeuten diese Entwicklungen eine merkwürdige Verengung von Spielräumen auch für den Vertreter der Mittelschicht. Und der Krisendiskurs ist ein Mittelschichtphänomen.

Zweitens ist das Prinzip Männlichkeit traditionell mit Eigenschaften der Stärke und nicht der Schwäche belegt. Und drittens war die Verhandlung von Männlichkeit bislang ein Thema der Männerkritiker, mithin Topos der Feministinnen und der Schwulen- und Lesbenbewegung, die den heterosexuellen Mann als Rolle Model nicht hineinnehmen mochten. Seine nun ausgesetzte Schwäche, seine Thematisierung als Opfer, führt zu gravierenden Irritationen auf der symbolischen Ebene, verletzt sie doch das Grundgesetz männlicher Dominanz. „A man's got to do what a man's got to do“ – erinnern wir uns kurz an den berühmten Anspruch des Prototyps des „Mann-Mannes“: John Wayne. Ein Mann handelt, und zwar wie ein Mann. Er wirbt nicht um die Akzeptanz der ihm zugewandten Frau oder gar um die des schwulen oder schwarzen Mannes auf der anderen Seite des Ufers. Er setzt seine Vormachtstellung voraus, immerhin hat er den Feind im Blick. Und über Probleme reden tut er auch nicht.

Nun aber ist die ironiefreie Identifikation mit diesem Helden für den Normalmann nicht unmöglich, aber schwerer geworden. Denn für ihn gilt allzu oft: „Am Wochenende verkehre ich in der Regel mit niemandem. Ich bleibe zu Hause, räume ein wenig auf und kultiviere eine kleine Depression.“ Sex, Abenteuer, Superfrauen haben die Brad

zeitig eignet diesem wütenden Leiden ein nostalgisches Moment. Früher – das bedeutet für Houellebecq vor der sexuellen Revolution, vor der Legalisierung von Abtreibung und Pille, mithin vor der Entfesselung der weiblichen Sexualität und des zunehmenden Machtstrebens von Frauen –, da gab es sie noch, die richtigen Männer. Da machten Filmhelden ihnen noch Spaß und erhöhten ihr Selbstwertgefühl. Heute fühlt sich der normale Mann nur mehr als Karikatur seiner Exhelden. Das macht weniger Spaß. Von der Herablassung der weiblichen Kollegen gar nicht zu reden. Konsequenterweise lässt Houellebecq seine Icherzähler aus der Gesellschaft aussteigen. Allerdings nicht als traurige Rebellen, wie es etwa noch ein James Dean tat, sondern als Patienten. Seine Hauptfiguren sind schwer depressiv, überleben weder ihren Herzklopfenfehler noch ihren Liebeskummer. Die Inszenierung des „Mannes in der Krise“ ist unversöhnlich.

Natürlich handelt es sich bei Houellebecqs Texten wie auch denen anderer Autoren der Krise um Überzeichnungen; niemand würde das schneller zugeben als die Verfasser selbst. Die Realität ist weder so eindeutig noch so düster. Dessen ungeachtet bleibt die Frage, warum es so attraktiv ist, sich als Opfer zu inszenieren; warum diese und ähnliche Narrationen so viele – vor allem männliche – Leser und Zuschauer finden. Was genau ist gewonnen, wenn „normale Männer“ sich zunehmend als überfordert, verloren und verwirrt adressieren lassen?

anfälligkeit natürlich auch auf der Bühne des Draußen präsent ist, er ist nur nicht mehr ausschließlich unter seinesgleichen. Einige Heterofrauen und einige offen dem eigenen Geschlecht zugehörige Männer und Frauen sind hinzugekommen, auch der ein oder andere Migrant tritt mit ihm heute in Konkurrenz. Außerdem soll er sich zusätzlich um seine Kinder kümmern. Und zwar nicht nur am Wochenende. Das zehrt, und es fehlen die Vorbilder. Wir haben es also mit einer Ambivalenz zu tun: Einerseits wird dem Bild des starken Mannes die offene Flanke der Unsicherheit und des Defizitären zugefügt. Kritik ist nicht neu, ungewohnt jedoch ist die Explizitheit, auch die Aggression, mit denen sich Autoren der Krise über den trotteligen Mann lustig machen.

Genau aber diese Mischung aus Vormachtstellung und Niederlage, der Mix aus Den-Überblick-Haben und Teil-des-Problems-Sein, macht schon den ganz durchschnittlichen Mann in seiner Klage über die eigene Überforderung (wieder) zum Seismografen einer tatsächlichen gesellschaftlichen Schiefelage. Denn wer wollte bestreiten, dass der Geschlechtervertrag der Korrekturen bedarf und dass der allgegenwärtige Leistungsdruck die Mittelschicht reihenweise der Depression in den Rachen wirft? Ein Tor, wer in dieser Position nicht lauthals Kritik anmeldete.

INES KAPPERT, 1970, ist taz-Redakteurin im Meinungsressort. Soeben erschien ihr Buch „Der Mann in der Krise oder: Kapitalismuskritik in der Mainstreamkultur“, transcript Verlag, 2008, 250 Seiten, 27,80 Euro

Switchen am Herd

VON TILL EHRLICH

Köche und Köchinnen werden nie arbeitslos, heißt es. Sie finden schnell eine unterbezahlte Anstellung. Doch immer weniger junge Menschen wollen offenbar Koch werden und Köchin schon gar nicht. Es gibt derzeit mehr freie Ausbildungsplätze als Azubis. Die Berufskocherei ist ein stressiger Dienstleistungsberuf mit geringem sozialem Prestige. Und wer will schon freiwillig Knecht sein? Noch dazu in einer neoliberalisierteren Gesellschaft, die immer schärfer zwischen oben und unten, Arm und Reich zu trennen weiß. Wenn man diese Perspektive einnehmen will, dann gehören Profiköche in Deutschland zweifellos zu den proletarischen und vergessenen Milieus am unteren Rand der sozialen Hierarchie. Und oft haben sie einen Migrationshintergrund. Es ist in jeder Hinsicht ein unattraktiver Beruf, was Arbeitszeit, Stress, Lohn und gesellschaftliche Anerkennung betrifft.

In der Welt der Profiköche sind die Rollen klar verteilt. Es ist ein Männerdomäne, in die sich selten eine Frau verirrt. Sie wird dann als Paradiesvogel betrachtet, nicht ernst genommen, als Handlangerin, Kaltmamsell, Patisserie oder Frühstücksköchin abgestellt. Wenn sie doch zum Corps dazugehören will, muss sie eine männliche Rolle spielen. Ihr Weg ist meist gespickt mit Widrigkeiten – Sexismus, Zoten und Arbeitszeiten, die sich in der Regel nicht mit einem Familienleben vereinbaren lassen. Auch wird in diesem Beruf das männliche Verhalten sekundär stabilisiert, durch Uniformen, dadurch, dass man sich einreicht und einer strengen Hierarchie unterwirft. Der berufliche Alltag gehorcht einem bis ins kleinste Detail durchstrukturierten Arbeitsablauf. Wenn Dienst ist, muss man antreten, egal ob die Frau entbindet, der Vater gestorben oder die Wohnung überschwemmt ist.

Koch gehört zu den In-Reih- und Glied-Berufen – in dieser Hinsicht ähneln Köche Polizisten, Feuerwehrmännern und Soldaten. Wer Küchenchef werden will, muss ganz unten anfangen und meist alle Posten durchlaufen: Beikoch, Azubi, Commis (Jungkoch), Demi Chef (Stellvertreter des stellvertretenden Postenleiters),

Chef de Partie (Postenleiter, Stellvertreter des Unterchefs), Sous Chef (Stellvertreter des Chefs) und schließlich Küchenchef. Für einige wenige Auserwählte geht es dann noch ein kleines Stück weiter nach oben: Sternekoch, Consulter, Fernsehkoch, Starkoch. Doch hier wird es dann auch vage, weil man den vertrauten Küchendunst verlässt und sich auf vermintes Gebiet begibt: Die Sterne können jederzeit wieder weggenommen werden, und eine Existenz als Star- oder Fernsehkoch hängt ab von Unwägbarkeiten wie Quote und Publikumsantrieb.

Die Männer sind in der Regel von ihren Müttern oder Großmüttern liebevoll bekoht worden. Nicht selten hat die mangelnde Präsenz des Vaters ein gewisses Verlassenheitsgefühl erzeugt. Irigendwann sind sie auf die Idee gekommen – notgedrungen –, aus dem Schatz, den sie von ihren kochenden Müttern bekommen haben, einen echt männlichen Beruf zu machen. Es gibt aber auch Kantinen und Betriebs-

kann das jede Woche im Fernsehen bei Johann Lafer besichtigen. Der Mann promotet unablässig seine eigene Vermarktungskette. Lafer will, dass das, was er tut, nicht selbstverständlich ist. Er schlägt ein Ei in die Schüssel und lässt es nicht darauf beruhen, sondern er erhebt das Triviale zum Besonderen. Noch der banale Handgriff wird als Pups eines Genies inszeniert. Wenn wir das Messer beim Schneiden der Möhren im 32-Grad-Winkel halten, wird das Gericht besser. Noch besser wird es, wenn wir ein Johann-Lafer-Messer kaufen.

Lafer erinnert in solchen Momenten an einen Handwerker, der, bevor er die Elektrik repariert, erst mal erklärt, wie speziell und schwierig sein Job ist. So entsteht eine eigene Dynamik: Johann der Zauberer muss ein Kunststück nach dem andern vorführen, das man genau verfolgen muss. Verschwiegen wird, dass jeder nur mit Wasser und Hitze kocht und es darauf ankommt, wie die Zutaten zusammenkommen; auch dass es auf Taktik und Verhältnismäßigkeiten ankommt, nicht auf das sklavische Befolgen von Rezepturen. Kaum ein Starkoch beruft sich auf eine Kochtradition oder -schule, die ihn geprägt hat.

Jeder tut so, als sei er ein vom Himmel gefallener Zauberer. Das ist der Betrug dabei. In Wahrheit sind diese Köche fürchterlich abgerichtet. Sie haben sich meist von cholerischen, ungebildeten Chefs erst demütigen und dann protegieren lassen. Sie haben die Ochsentour absolviert und sich von unten nach oben gedient. Sie können gar nicht mit allen Sinnen kochen wie ihre Mütter und Großmütter, weil sie permanent unter ökonomischem und zeitlichem Druck stehen.

Ganz anders sind kochende Frauen wie Sarah Wiener und Cornelia Poletto. Zwei Stars der Szene, die wie Fremdkörper unter den irrlirhternden Schubucks und Kleebergs wirken. Sie haben das, was ihren männlichen Kollegen fehlt: Ironie, Witz und innere Distanz. Cornelia Poletto hat bei Kerner immer auch mit ihrer Rolle gespielt. Die Hanseatin switchte je nach Situation, zwischen frechem Mädchen, Spöttlerin oder cooler Bescheidwiserin, die mit den Kollegen stets auf Augenhöhe war. Sie reagierte prompt ironisch, wenn Kerner peinlich wurde oder sich die Supermänner mal wieder gegenseitig lobten. Poletto ist offensichtlich intelligent und professionell genug, sich selbst und ihre

Rolle zu relativieren. Sarah Wieners kulinarische Abenteuer auf Arte sind Glanzlichter unter den Kochsendungen. Sie ist quer durch Frankreich getourt und hat in der Provinz Hausfrauen und Köche beim Kochen beobachtet. Das macht sie ohne Besserwisserei, begegnet den Frauen mit einer gewissen Scheu und einem Schmunzeln, das die Insiderin verrät. Sie zeigt keine Gier, freut sich über die Selbstverständlichkeit, mit der die Frauen Cassoulet oder Coq au vin zubereiten. Es ist eine Selbstverständlichkeit des Kochens, die auch die ihrige ist.

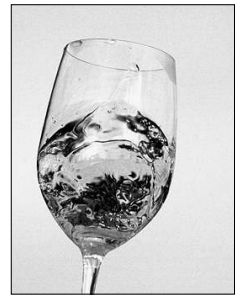
Im privaten Bereich ist die Rollenverteilung eine andere, weil das Kochen in der Freizeit stattfindet. Nicht nur Profiköche sind besonders gut, wenn es darum geht, mit dem Kochen Anerkennung und Aufmerksamkeit zu erheischen; es gelingt auch dem Durchschnittsmann, der sich am Wochenende zum Hobbykoch aufschwingt. In seiner kostbaren Freizeit geht er zum Markt, putzt Gemüse und schneidet Zwiebeln, bis er weinen muss. Er nimmt das Kochen auf sich – als barmherzigen Akt.

Frauen sind im Kochen um Anerkennung weniger gut, sondern ehrlicher und sagen schon mal: „Ich habe keine Lust, zu kochen, wir gehen essen.“ Der männliche Narzissmus blüht beim Kochen gern auf, der weibliche hingegen weniger. Frauen leben ihren Offenbar auf anderen Feldern aus und machen dafür beim Kochen wenig Zirkus.

Vermutlich gibt es bei vielen Frauen, auch bei Sarah Wiener und Cornelia Poletto, noch den Bezug zu einer Tradition des Kochens, insofern sie von ihrer Familie etwas mitbekommen, es sich kritisch angeeignet und verändert haben. Das ist derart selbstverständlich, dass sie nicht darüber reden. Das Selbstverständliche erhebt man ja nicht zum Besonderen. Schließlich geht es beim Kochen primär darum, einen abgerundeten, interessanten Geschmack zu erreichen, der Präsenz und Nuancierung besitzt. Und nicht die Show ist wichtig, sondern die Liebe, die bekanntlich durch den Magen geht.

Das Problem mit dem kulinarischen Genuss ist, dass er ein vergänglicher Wert ist, der immer wieder neu hergestellt werden muss. Das relativiert die ganze Genießerei, so essenziell und so schön sie auch sein mag.

TILL EHRLICH, Jahrgang 1964, serviert monatlich die taz-Sättigungsbeilage



An dieser Stelle empfiehlt Till Ehrlich einmal im Monat zwei Weine

Rot

2007 Gaillac Cuvée „Initiales“, Rotwein trocken, Domaine Rotier, Gaillac, Südwestfrankreich, 13 % Alk., 7 Euro ab Weinhandlung

In Frankreichs Südwesten, einer traditionell bäuerlich geprägten, strukturschwachen Gegend, ist der Wein mit der Alltagskultur verbunden. Viele Frauen haben daher eine Vorliebe für frische und bekömmliche Rotweine. Sie stehen im krassen Gegensatz zu austauschbaren Modeweißen, die in letzter Zeit auch dort zunehmend erzeugt werden. So ist beispielsweise der Madiran inzwischen ein oft strömungsförmiger und alkoholstärker Tropfen geworden.

Anders ist es (noch) in Gaillac, einem der unbekanntesten südwestfranzösischen Weingebiete. Das Rebland befindet sich nordöstlich von Toulouse. Dort wird von vielen Winzern noch ein eigenständiger Weinstil gepflegt. Zum Selbstverständnis der Winzer von Gaillac gehört auch, dass sie lokale Trauben wie Braucoul und Duras kultivieren, die außerhalb der Region unbekannt sind. Die Cuvée Initiales vereint diese beiden Gaillac-Sorten. Resultat ist ein saftig schmeckender Rotwein mit würziger Fruchtigkeit. Ein universeller Essensbegleiter, der erfrischt und sich angenehm trinken lässt.

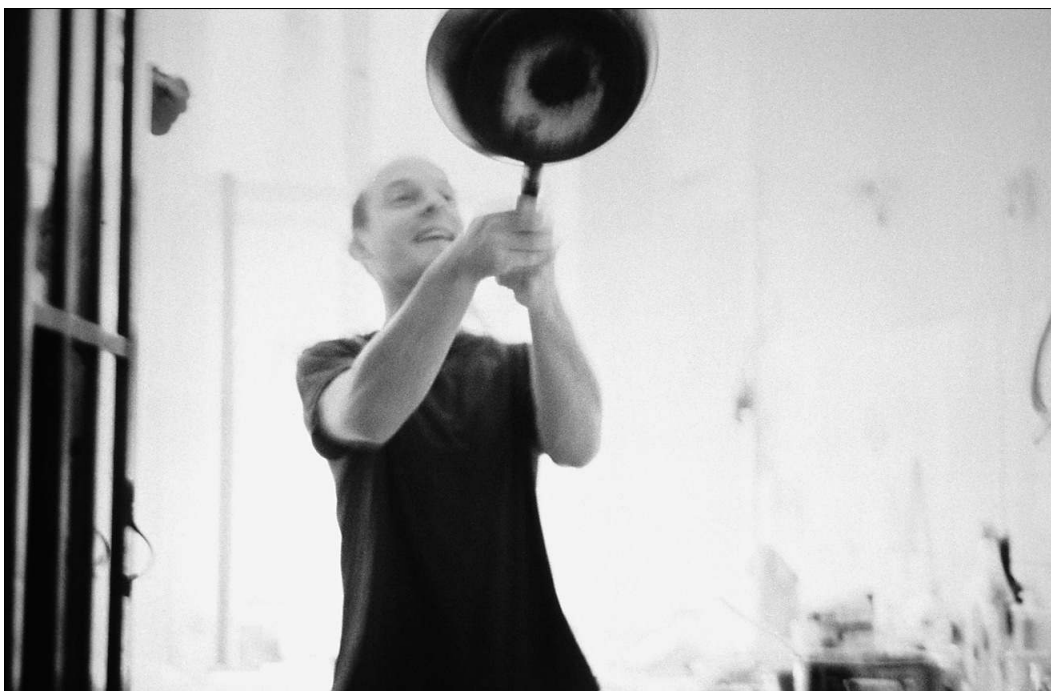
Bezug: Sechserkarton für 45,90 Euro inkl. Porto und Versand, der Zwölfer für 89,90 Euro. Weinkeller Türk, Blicherstraße 22, 10961 Berlin. Fax (030) 6915255, Fon (030) 6934661, E-Mail: info@weinkeller-berlin.de

Weiß

2007 „Magnus“ Riesling, Weißwein trocken, Mosel, Weingut Staffelter Hof, 12 % Alk., 5,80 Euro ab Weingut, Steillagenwein

Ob der Weinbau an der Mosel eine Zukunft haben wird, hängt auch davon ab, inwieweit die Winzer ihre Steillagen erhalten können. Die Steillagen prägen die weltbekannte Kulturlandschaft, doch die Arbeitskosten sind dort vier- bis sechsmal so hoch wie im flachen Terrain. Hier verläuft auch die Kluft zwischen Starwinzern und kleinen Familienbetrieben, die im engen Moseltal besonders zahlreich vertreten sind. Klein-Klein hat dort Tradition, und zahlreiche Betriebe wurschteln denn auch vor sich hin, mit billigen Qualitäten und niedrigen Preisen. Irgendwann geben sie dann auf. Die Starwinzer dagegen vergrößern ihren Steillagenbesitz, denn sie sind längst als internationale Marken etabliert. Winzer Jan Matthias Klein in Kröv zeigt, dass es möglich ist, einen kleinen Familienbetrieb mit 7,5 Hektar Rebfläche so umzugestalten, dass er zukunftsfähig ist, ohne seine Identität zu verlieren. Der 31-Jährige hat frische Ideen, setzt weiter auf Steillage und Handarbeit. „Magnus“ heißt der Basisriesling des Weinguts, gekeltert aus Trauben, die in den Steillagen von Kröv gewachsen sind. Es ist ungekünstelter Wein mit intensiver Fruchtigkeit, die von feinen herben Noten durchzogen ist. Ein herzhafter Typ mit klaren geschmacklichen Konturen.

Bezug: Sechserkarton für 40 Euro inklusive Porto und Versand, der Zwölfer für 75 Euro. Weingut Staffelter Hof, Robert-Schumann-Str. 208, 54536 Kröv. Fax (06541) 3933, Fon: (06541) 3708, E-Mail: info@staffelter-hof.de



Akrobatik in der Küche: Kochen für Anerkennung und Aufmerksamkeit FOTO: RIETSCHEL, S./PLAINPICTURE